

M Ü N C H E N E R
U N I V E R S I T Ä T S R E D E N

NEUE FOLGE HEFT 20

485. STIFTUNGSFEST
DER LUDWIG-MAXIMILIANS-UNIVERSITÄT
MÜNCHEN
AM 22. JUNI 1957

ANSPRACHE DES REKTORS
FRIEDRICH KLINGNER

FESTVORTRAG DES PROFESSORS
RUDOLF PFEIFFER
VON DER LIEBE ZU DEN GRIECHEN

MAX HUEBER VERLAG
MÜNCHEN



485. STIFTUNGSFEST

**DER LUDWIG-MAXIMILIANS-UNIVERSITÄT
MÜNCHEN**

AM 22. JUNI 1957

ANSPRACHE DES REKTORS

FRIEDRICH KLINGNER

FESTVORTRAG DES PROFESSORS

RUDOLF PFEIFFER

VON DER LIEBE ZU DEN GRIECHEN

MAX HUEBER VERLAG

MÜNCHEN

VERSTÄNDNIS
DER FÜRSTEN-UND KÖNIGS-GEWALT
MÜNCHEN
AM 11. JUNI 1902
INSTRUMENT DES KÖNIGS
FRIEDRICH III. KÖNIG
FESTSTELLUNG DER TATSACHE
RUDOLF PÖLITZ
VON DER LIEBE ZU DEN GRIECHEN

Ansprache des Rektors Friedrich Klingner

Wenn der Rektor das Fest der Stiftung der Ludwig-Maximilians-Universität zu eröffnen hat, so ist es seine erste, erwünschte und ehrenvolle Obliegenheit, alle die zu begrüßen, die in unserer Aula zusammengekommen sind, diesen Tag miteinander zu begehen, vorab die Ehrengäste, die uns die tröstliche Gewißheit ihrer inneren Teilnahme an unserem Bestreben geben. Mögen sie alle versichert sein, daß sie uns willkommen sind, daß wir uns ihrer Gegenwart herzlich freuen . . .

Und nun grüße ich den engeren Kreis der universitas magistrorum et scholarium, glücklich über jede Gelegenheit, die sich bietet, ihre Einheit sichtbar darzustellen.

Das Stiftungsfest ist die Geburtstagsfeier der Universität. Am 26. Juni 1472 ist sie in Ingolstadt feierlich eingeweiht worden. Was wir heute tun, ist etwas wie die Wiederholung jener Feier, bei der in Anwesenheit des Herzogs Ludwig des Reichen sein Gründungsbrief verlesen wurde.

Wenn ein einzelner Mensch in die Jahre kommt, so tritt ihm leicht am Geburtstag sein Dasein als Ganzes vor den inneren Sinn. Und das Alter bringt es mit sich, daß ihm dann die Grenzen, die dem grenzenlosen Planen, Streben, Begehren und Erwarten gesetzt waren, die von Anfang an mitgegebenen und im Gang des Lebens hinzugekommenen Schwierigkeiten, die Rechnungen, die nicht aufgehen, die mißlungenen Entwürfe und verfehlten Ausführungen, Versagen, Versäumnis und Mangelhaftigkeit klar und klarer erkennbar werden. Doch wohl nur auf dem Grunde so ernster Einsicht, wenn überhaupt, darf er sich, ohne in's Nichtige zu geraten, seines Geburtstages im Kreise hilfreich Nahestehender, Wohlwollender erfreuen.

Erst recht verfehlt wäre es, wollte ein Gebilde, das seinen 485. Geburtstag begeht, wie es die Universität heute tut, sich einer unbedenklichen Festfreude hingeben. Ihrem Alter steht es nicht an, sich vom gehobenen Augenblick den kritischen Blick beeinträchtigen zu lassen. Besinnt sie sich auf ihren Ursprung, auf den Gang ihrer Geschichte und gar auf ihre gegenwärtige Lage, so findet sie Grund genug zu sehr ernsten Gedanken.

Gewünscht und ausgestattet von dem hohen Sinn des Herzogs Ludwig, erlaubt, angeordnet und mit den Rechten eines Studium generale ausgezeichnet von einem der entschiedensten Humanisten unter den Päpsten,

Pius II., eröffnet von einem herzoglichen Ratgeber, auf den wenigstens mittelbar Enea Silvio Piccolomini — eben der spätere Pius II. — eingewirkt haben könnte, sollte sie nach den Worten des Stiftungsbriefes sein wie „die hohe gefreyte universitet und schul zu Wienn“, „die dann auf herkommen der hohen schul zu Athenis, der hauptstat in Kriechen, auch zu Rome der welthauptstat und zu Pariss in Frannkreich hauptstat gestiftet ist“. Sieht man genauer zu, versucht man sich nach den ältesten Urkunden, den Statuten und Lehrplänen ein Bild zu machen, so vermag man es nur schwer mit Raffaels „Schule von Athen“ zusammenzubringen. Und mit dem Paris des Albertus Magnus, des Thomas von Aquino und Bonaventura? Die scholastischen Lehrgebiete, Einteilungen und Lehrmethoden waren die gleichen oder ähnlich. Aber sie regten offenbar im Augenblick die Geister weniger an als damals, als sie im Zusammenhang geistiger Taten und Entscheidungen viel bedeuteten. Die neuen studia humaniora machten sich am Anfang kaum geltend. Aristoteles beherrschte die Artistenfakultät, die Vorgängerin unserer Philosophischen Fakultät. Dichter zu lesen bequeme man sich offenbar nur zögernd. Die Sprache der erhaltenen Verlautbarungen ist bis zum Eintritt der Jesuiten rückständig und wenig gepflegt.

Aber lassen wir das weit Vergangene! Denken wir an die tiefen Schäden, die in unseren Jahren die nationalsozialistische Zwangsherrschaft teils zugefügt, teils offenbar gemacht hat! Viele von den Besten sind aus dem Leben der Universität, das doch auf Wechselwirkung beruht, ausgeschaltet, viele zum Schweigen oder zu verhüllter, mittelbarer Aussageweise gezwungen gewesen, manche haben sich verblenden lassen. Die geistigen und sittlichen Maßstäbe, auf denen Würde und Autorität der Universität beruhen, sind außer Geltung gesetzt worden. Die Heilmittel wirken nach solchen Schäden wie nach schwerer körperlicher Krankheit nur verhältnismäßig langsam.

Nach dem Zusammenbruch jener Herrschaft hat uns die Lage, in die wir geführt waren, den Ruf vermittelt, uns zu verinnerlichen, uns auf den Kern des Geistes und des Gemütes zu besinnen, diesen Gütern im Leben des Gemeinwesen wieder ihren rechten Platz zu geben und Pflege angedeihen zu lassen. Zugleich forderte freilich die physische Not Abhilfe, und jeder wird Kraft und Fähigkeit bewundern, die diesem Erfordernis genug getan haben. Ob die rechte Proportion, die rechte Ordnung zwischen der Bestellung anderer Bezirke des öffentlichen Lebens und der Pflegestätten des Geistes eingehalten ist, danach kann man, bei dankbarer Anerkennung des Geleisteten und Erstrebten, innerhalb und außerhalb der hohen Schulen nur mit Sorgen und Zweifeln fragen.

An den Lebensnerv rührt die Frage, ob denn die Universität als solche überhaupt noch ihr Daseinsrecht hat, ob es nicht an der Zeit ist, die For-

schung an Forschungsinstitute abzutreten und, was übrig bleibt, schlicht und ehrlich als Fachschule bestehen zu lassen, mit der Aufgabe, die nötigen geistigen Fähigkeiten für die einzelnen Berufe fertig zu vermitteln. In Wirklichkeit sei es ja schon längst so weit. Die alte Idee der Universität, genauer: die Idee Wilhelm von Humboldts, sei ja nur noch leerer Anspruch, Wunschbild, Fassade. Welcher Student, welcher Professor könne denn heute noch zuerst nach der ausgeformten geistigen Persönlichkeit fragen, als ob alles andere ihm dann von selbst oder leicht dreingegeben werde?

Nur die leichtsinnigste Selbstzufriedenheit dürfte sich dem Ernst dieser Frage verschließen. Wir haben zuzugeben, daß es aus inneren Gründen und äußerer Not wenigstens in Teilen der Universitäten mehr oder weniger nahe an den Zustand gekommen ist, den man uns im Namen der Ehrlichkeit als die Wirklichkeit anzuerkennen auffordert.

Die Versuche, die im letzten Jahrzehnt unter dem freilich falschen Namen *studium generale* unternommen worden sind, für Allgemeinbildung zu sorgen, haben über ihren gewiß nicht zu verkennenden unmittelbaren Nutzen hinaus den Wert gehabt, auf eine Not zurückzuweisen: daß es nämlich den Studenten vor lauter angespanntem Lernen so schwer geworden ist, zu einem wirklich geistigen Dasein, zu Urteilsfähigkeit und einem weiten Blick zu gelangen. Gemeistert haben sie die Not nicht und haben es nicht gekonnt. Nichts gegen das Ergänzen, nichts gegen den Blick in solche Wissenschaften, über die man selbst nicht Rechenschaft abzulegen hat! In wem einmal das geistige Leben geweckt ist, wird von selbst das Bedürfnis danach haben und sich lesend umtun. Aber ob solches Leben durch den bloßen Zusatz von Lehrgegenständen wie Kunstgeschichte, Philosophie oder Gesellschaftswissenschaft geweckt werden kann, darf man bezweifeln.

Also Nöte und Sorgen allenthalben, ganz abgesehen von den am sichtbarsten auffallenden, der Raumnot und dergleichen.

Und dennoch und trotz allem: der Herzog Ludwig, der Gründer der Universität, hat Recht gehabt, als er sich auf „die hohe schul zu Athenis“ berief, nach deren Herkommen auch die neue Universität gestiftet worden sei. Man mag von mittelalterlicher und humanistischer Eitelkeit sprechen, die sich so gerne griechische und römische Ahnen zulegt. Dennoch bleibt die Universität mit allen ihren damaligen Seltsamkeiten gültig auf die „Schule von Athen“ bezogen.

Die Ermächtigungsbulle Pius II. enthielt am Anfang den folgenden Satz: „Unter den anderen Glücksmöglichkeiten, die der sterbliche Mensch in diesem hinfälligen Leben als Geschenk Gottes erreichen kann, verdient die nicht zu den letzten gerechnet zu werden, daß er durch beharrliches

— geistiges — Streben zu erwerben vermag die Perle der Wissenschaft, die einen Weg zum glücklich erfüllten Leben — *bene beateque vivendi viam* — bietet und Gott ähnlich macht.“

Der Stiftungsbrief des Herzogs wiederholt dreizehn Jahre später bei der feierlichen Einweihung diesen Gedanken fast wörtlich. Die Ansprache, die der herzogliche Rat Martin Mair im Auftrag des Fürsten damals hielt, übernahm ihn wörtlich und bereitete ihn durch die Antithese vor, alles andere, worauf der Mächtige stolz zu sein pflegt, weite Herrschaft über Land und Burgen und Vermehrung solchen Besitzes, sei nach der Überzeugung des Landesherrn doch hinfällig und dem blinden Glück ausgeliefert; schlechte Menschen seien oft zur Gewaltherrschaft aufgestiegen.

In alledem klingt nun freilich ein Gedanke durch, der in Athen für alle Zeit formuliert ist: das Lob des geistigen Daseins, die Glückseligkeit schauender Erkenntnis, der Vergleich dieses hohen Glückes mit anderen Zielen, worin der unerleuchtete Mensch sein Glück zu suchen pflegt, und die Hinordnung von alledem auf den Bereich des Göttlichen.

„Humanistische Verbrämung“, wird vielleicht mancher zu erwidern geneigt sein. Nein! Man lese Dante, die großen Lehrer des Mittelalters, Augustinus: sie alle stimmen in dieser nun christlich geformten Grundüberzeugung überein.

Und daraus, nur daraus, ist der im einzelnen oft so sonderbaren jungen Universität und ihrer vielfältig verzweigten krausen, aber das Denken übenden Lehre die höhere Würde zugewachsen. Der Nutzen für Land und Staat in Hinsicht auf gute Sitten und dergleichen folgt erst danach.

Heute ist es nicht anders, wie paradox das auch klingen mag. Auch heute bleibt unsere Universität, allem Wandel, allem Schaden und allen Mängeln zum Trotz auf die „Schule von Athen“, auf das Paris des Thomas und Bonaventura, auf Humboldts und Schellings Entwürfe bezogen. Auch heute hat sie ihre unterscheidende Würde in der Aufgabe, hinter und in allen Erkenntnissen und Fertigkeiten, wie nützlich, notwendig und wertbar sie immer sein mögen, die Majestät der um ihrer selbst willen gesuchten Wahrheit und deren Bezug auf Gott aufleuchten zu lassen, Logos, sinnvolle Ordnung, Gesetz und Form, hohe Schönheit, Liebe erweckenden *splendor ordinis*. Im Innern einer jeden mit gesammelter Kraft verfolgten Disziplin sollte die Türe zur Weisheit gefunden werden, nicht daneben.

Ist das möglich? Haben sich nicht die Wissenschaften nach ehernen Gesetzen von ihrem ursprünglichen Sinn weg gewandelt? Sind sie nicht zu bloßen auf bestimmte Zwecke abgestellten Verfahrensweisen, Methodensystemen geworden, die ihren Wert nur durch ihr Funktionieren, durch

ihre Brauchbarkeit in Hinsicht auf greifbare Ergebnisse erweisen? Müssen nicht seitdem Forschung und Weisheit für immer voneinander geschieden sein? Kann dann die Wissenschaft im Menschen eine tiefere Liebe als die zu dem beherrschten Metier wecken? Kann sie ihn erfüllen?

Ist es also möglich, was wir eben als unterscheidende Aufgabe und Würde der Universität bezeichnet haben? Und wenn etwa in den Geisteswissenschaften, sofern sie nämlich ihrem eigentlichen Sinn treu bleiben, — ist es dann in den Wissenschaften möglich, denen seit dem Beginn der Neuzeit der prometheische Einschlag eigen ist? In die moderne Naturwissenschaft ist Prometheus mit eingegangen, — nicht der Prometheus Goethes, sondern der altgriechische Dämon —, der das himmlische Feuer stiehlt und für die Menschen arbeiten läßt, der Erfinder der technischen Fertigkeiten. „Griff nach dem Brennstoff der Sterne“ war vor etwa einer Woche ein Aufsatz über neueste physikalische Probleme überschrieben. Praktischer Wille, der Wille zum Eingreifen, der Wille, die Natur in Dienst zu nehmen, ist doch wohl eine der stärksten Triebkräfte der triumphierenden Naturwissenschaft. Erschwert er nicht den Schritt zur Weisheit? Überrennt er nicht die Bereitschaft, sinnvolle Ordnung um ihrer selbst willen anzuschauen, die Schönheit der Wahrheit zu lieben?

Ist es also wenigstens auf diesen Gebieten unmöglich, den Bezug auf die „Schule von Athen“ aufrecht zu erhalten? Dann allerdings müßte man wohl um die Universität bangen.

Gewiß muß man bangen, aber nicht ohne Hoffnung. In der modernen Naturwissenschaft ist, abgesehen von den unterscheidenden modernen Eigenheiten, nicht nur Prometheus wirksam, sondern auch die griechische Naturerkenntnis. Bei den Griechen war beides voneinander getrennt. Einem Demokrit, Platon, Aristoteles oder Poseidonios wäre es absurd vorgekommen, ihn mit Prometheus zusammenzubringen. Die Vereinigung in neuer Zeit hat sich als äußerst fruchtbar erwiesen. Unsere, der Universität, Sache ist es, darin die Anliegen der griechischen Naturforscher zur gebührenden Geltung zu bringen. Ihnen ist es keineswegs auf die Ausnutzung der Natur angekommen, sondern auf Erkennen der gesetzmäßigen Ordnung des Seins und des Werdens. Und diese Erkenntnis ist für sie mit rechtem Denken über göttliche und menschliche Dinge verbunden gewesen. Sich darauf zu besinnen ist ein lebenswichtiges Anliegen der Universität.

Gelingt es, alle Wissenschaften ohne Ausnahme mit dem *humanum* und dem *divinum* in Verbindung zu halten, gelingt es, den Bezug auf die „Schule von Athen“ — um im Bilde zu bleiben — bei allem Wandel zu bewahren, dann gilt wie am ersten Tag der Gedanke des Gründers, daß die Perle der Erkenntnis ein sehr hohes Glück gibt, wenn man diesem

Wort seinen alten, edlen Sinn läßt, sinnvoll erfülltes und befriedigtes Dasein zu bedeuten. Dann vermag die erkannte Wahrheit zur Kraft des Herzens zu werden, die auch in äußerster Bedrängnis frei dem Widrigen, Verwerflichen standhält, so wie es sich im Leben und Sterben unseres Professors Huber und der Studenten ereignet hat, die mit ihm der massiven Übermacht widerstanden haben. Darum steht es uns wohl an, ihr Andenken an diesem Tage der Besinnung verehrend zu begehen und den Kranz der Ehre bei der Inschrift zu erneuern, die wir alle Woche für Woche zu bedenken nicht versäumen sollten.

Meine lieben Studierenden, ich bitte und mahne Sie, Ihr Tun und Streben bis ins Kleinste in die heute vergegenwärtigten oder angedeuteten Zusammenhänge einzuordnen.

Von der Liebe zu den Griechen Festrede von Rudolf Pfeiffer

Hochansehnliche Festversammlung!

An der Wende zu unserem zwanzigsten Jahrhundert erschien ein Gedichtband mit dem Titel „Teppich des Lebens“. Im „Vorspiel“ schließt ein Gedicht mit dem Vers: „Hellas ewig unsere Liebe.“ Es ist eine kleine Schar, stille Bahnen ziehend, auf deren Fahnen diese Losung steht. Mehr als ein halbes Jahrhundert ist seit diesem Bekenntnis des Dichters Stefan George vergangen. Im Jahre 1950 hat der Lyriker Gottfried Benn in einer Nietzsche-Rede erklärt: „Seine Verherrlichung der Griechen ist uns ferngerückt ... seine existentielle Verbundenheit mit den Griechen lebt in uns nicht mehr.“ Diese Absage eines repräsentativen Dichters und Theoretikers der Poesie kann nicht ungehört bleiben; denn sie kommt aus der modernen geistigen Welt selbst, nicht aus irgendeinem bildungsfeindlichen Lager. Soll man aber in ihr — wie es damals gleich geschehen ist — die Stimme der Zeit hören? Man mißt ihr damit eine erstaunliche Bedeutung bei; nichts weniger nämlich wäre sie dann als die Ankündigung des Endes jener gefühlsmäßigen, bald stärker bald schwächer sich erneuernden Hinwendung zu Hellas, jener „ewigen Liebe“. Man kann eine solche Bedeutung nur ermessen, wenn man versucht, die ein paar Jahrtausende alte Tradition und das geistige Gut, das sie enthält, sich ins Gedächtnis zu rufen.

„Φιλέλλην“, der Griechenliebende, der Griechenfreund, ist ein alter Ehrenname vom ägyptischen König Amasis, dem Freunde des mächtigen Polykrates von Samos wie auch großer weiser Männer des sechsten Jahrhunderts vor Christus, bis zu parthischen Herrschern und spätrömischen Kaisern. Einen neuen Sinn bekam das alte Wort, als es zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts auf die angewendet wurde, die sich für den griechischen Freiheitskampf begeisterten; erst damals scheint die Ableitung „Philhellenismus“ in mehreren modernen Sprachen aufgekommen zu sein. Es war, wenn ich nicht irre, Jacob Burckhardt, der gerade diese Bezeichnung der modernen Griechenbegeisterung auf die antike Welt zurückübertrug und in seinen „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“ den lapidaren Satz prägte: „Das unerhörte Glück für die Weltkultur lag in dem Philhellenismus, der die Römer beherrschte ... Ihm verdanken wir ausschließlich die Kontinuität der geistigen Überlieferung.“

Wer waren diese Griechen eigentlich, die mit ihren Schöpfungen über weite Räume und ferne Zeiten hin solche Gefühle zu erwecken vermochten? Ein paar Andeutungen über die Hellenen selbst sollen vorangeschickt wer-

den, um dann in großen Sprüngen die Geschichte des Philhellenismus zu durchheilen, die am Ende wieder auf unsere heutigen Tage führt, mit denen wir begonnen hatten. In diesen beiden Teilen können nur wenige kurze Beispiele das große Thema illustrieren; für ihre recht subjektive Auswahl sowie für die Verwendung einiger vieldeutiger Begriffe ohne nähere Bestimmung muß von vorneherein um etwas Nachsicht gebeten werden.

Die uns erhaltenen epischen Gedichte, Ilias und Odyssee, die den Namen Homers tragen, sind die Zeugnisse eines entscheidenden Wandels: der griechische Geist ist seiner selbst bewußt geworden und hat in der Sprache jener Epen den Ausdruck seines Wesens gefunden. Die epische Weltansicht ist nie mehr ganz verloren gegangen; in irgendeiner Weise ist fast alles Spätere Auseinandersetzung mit Homer. Die Menschengestalten des Epos, nicht primitiv, triebhaft, verantwortungslos, sondern heroisch und human, sind Abbilder eines göttlichen Vorbildes, θεοειδεις, θεοεικελοι; Leben, Macht, Wissen des Menschen sind begrenzt. Aber die Götter sind dauernd gegenwärtig; zwischen ihrem Wissen und Willen und den Geschehnissen der Menschenwelt besteht eine innere Verbindung; trotz furchtbaren Menschenjammers, ja auch gelegentlicher Empörung herrscht ein echtes Vertrauen in die ursprüngliche und in die endliche Harmonie. In voller Anschaulichkeit wird dies in den Gestalten der Götter, im Tun und Leiden der Helden dargeboten. Vergegenwärtigen Sie sich einen kleinen Teil unserer Odyssee.

Nach dem bösen Sturm, aus dem Odysseus nichts als sein nacktes Leben in wörtlichstem Sinne gerettet hat, zwischen der Insel der Kalypso und der Insel des Phaeaken, beruhigt Athene das Meer, gießt Schlaf auf die Lider des völlig erschöpften, aber am Gebüsch geborgenen Odysseus. Die Göttin bewegt die Königstochter Nausikaa durch einen freundlichen Traum, ans Meeresufer zu gehen, wo der Schiffbrüchige ihr begegnen soll; die Göttin in Gestalt eines Mädchens mit einem Wasserkrug weist Odysseus den Weg zum Palast des Königs Alkinoos, sie nimmt die Gestalt des Herolds an, der die Phaeaken zur Versammlung um Odysseus' willen ruft, sie ist der Merker, der seinen Sieg im weiten Diskuswurf verkündet. Es ist ihre Sorge, daß keine Hindernisse mehr in seinem Wege liegen, daß alles sich günstig aneinander fügt. Alles ist ganz natürlich, niemand, auch nicht Odysseus, hat das Gefühl eines Wunders. Seine Überlegungen, Entschlüsse, Handlungen sind ihm selbst zu eigen, sind sein Verdienst oder seine Fehler. Athene hilft ihm, da er ihr so nahe steht an Mut und Weisheit und geistiger Anmut. Was beide scheidet, ist dies: die Göttin besitzt das Wissen um das Ziel und die Macht, den Weg dorthin zu ebnen; der leidende und handelnde Mensch weiß nichts von seinem Schicksalsanteil, von dem Ende. Gewiß, die Gottheit kann ihm eine Offenbarung geben; aber

Athene tut das nicht durch alle die Tage der Unruhe und Angst; Odysseus, der frei handelnde Mensch, wird im Dunkeln gelassen. Für ihn gibt es keine andere unmittelbare Verbindung als das Gebet: und in der Tat, mitten im Ablauf des kurz angedeuteten Geschehens (wo dem Hörer das Ineinandergreifen der göttlichen und menschlichen Sphäre so deutlich gemacht ist, Odysseus aber sich verlassen in Unsicherheit fühlen muß) stehen am Ende des sechsten Gesanges, als Odysseus von Nausikaa bis vor die Stadt geführt ist, die ergreifenden Zeilen: „Es sank die Sonne, und sie kamen zum heiligen Hain der Athene; da setzte sich Odysseus nieder und dann sogleich betete er zur Tochter des großen Zeus:

κλυθί μευ, αἰγιόχοιο Διὸς τέκος, ἄτρυτόνῃ.

νῦν δὴ πέρ μευ ἄκουσον, ἐπεὶ πάρος οὐ ποτ' ἄκουσας

... δὸς μ' ἐς Φαίηκας φίλον ἐλθέμεν ἢ δ' ἐλεεινόν.

„Höre mich, Kind des aigisschwingenden Zeus, du Unbezwingliche; jetzt doch höre mich, nachdem du zuvor nie mich hörtest... Gib, daß ich zu den Phaeaken komme als einer, der ihnen lieb und erbarmenswert ist.“ So sprach er betend und ihn hörte Pallas Athene; aber ihm gegenüber erschien sie noch nicht.“ Erst als Odysseus schlafend vom Phaeakenschiff in die Heimat gebracht war, da offenbart sich ihm die Göttin. Sie war dem eben Erwachten, der die Heimat nicht erkannte, zunächst als ein junger schöner Hirte genah und enthüllt sich ihm dann als die jungfräuliche göttliche Helferin; nicht etwa in majestätischem Pomp, sondern sie lächelt und streichelt ihn mit der Hand und hat ihren rechten Spaß an dem mißtrauischen, verschmitzten, gleich Geschichten erfindenden Helden. Und gerade diese Szene von berückender Anmut haben Moralisten ältester und neuester Zeit dem Dichter ein wenig verübelt. Gleich wird es wieder grimmig, ja tödlich ernst, wenn die beiden sich am Stamm des heiligen Ölbaums niedersetzen und sich den in der Heimat drohenden unheimlichen Gefahren und den künftigen Leiden zuwenden.

Dieser flüchtige Umriss der epischen Welt und dieses eine kleine Beispiel aus unserer Odyssee — nach meiner Ansicht ein zusammenhängendes Stück aus der Werkstatt des bedeutendsten der Odysseedichter — sollte zeigen: das Einzelne ist immer auf das Ganze der Welt bezogen. Im Mittelpunkt steht ein Mensch in seiner Kraft und in seiner Hinfälligkeit, in seiner Gebundenheit und in seiner Freiheit. Mit der inneren ursprünglichen Einheit ist auch die vollkommene sprachliche und rhythmische Form gegeben, die sich mit den Begriffen von Harmonie und Zucht und Größe umschreiben ließe; die nämlichen Begriffe könnte man auf die gleichzeitige bildende Kunst des achten Jahrhunderts anwenden. Eben weil das Epos so wesensmäßig griechisch und so allumfassend menschlich war, wurde das Spätere, Lyrik und Drama, auch Philosophie und Historie vom Epos her in verschiedener Weise mitbestimmt. Ja, es gibt etwas Verbindendes von Homer bis

zum Ende der Antike, eine Kontinuität des Gesprächs (auch wenn es mitunter ein Streitgespräch kritischer Auflehnung wurde); darum ist der zunächst verdächtig klingende allgemeine Ausdruck „die Griechen“ nicht unberechtigt.

Für die nachepischen Jahrhunderte, das siebente und das sechste, wird die lyrische Dichtung repräsentativ. Das Merkmal ist ein neues emotionales Element, eine innere Bewegtheit im Fühlen und im Denken: heftigere Leidenschaften ebenso wie steigende intellektuelle Kräfte führen zu einem eigentümlichen Zustand der Spannung. Vielleicht äußerte sich diese am unmittelbarsten in einer neuen Musik, die den Charakter der Dichtung mitbestimmte. Man lehnt sich auf gegen jene Vertrauenswelt des Epos, man leidet unter der eigenen Hilflosigkeit und man empfindet die Unwissenheit bedrückender. In einer Vielfalt von Rhythmen und Dialekten sprechen sich sehr verschieden ausgeprägte Individuen aller griechischen Stämme aus: in Klage und Jubel, im Gebet, in Verherrlichung und Verwünschung. Ein ganz persönliches Ich-Bekenntnis legt Sappho ab in einem schlichten Lied von makelloser Reinheit: „Die einen sagen, eine Schar lydischer Reiter, andere, ein Trupp Fußvolk, andere, ein Zug Schiffe sei das Schönste auf der schwarzen Erde; ich aber sage, das ist das Schönste, was einer liebt, κάλλιστον . . . ὅττω τις ἔραται“ — und das alte homerische Beispiel der Helena zeigt die Übermacht der Liebesgöttin Aphrodite. Pindar, der so viele Sieger in den nationalen Wettkämpfen feierte, hielt der stolzen Adelsjugend entgegen: „Eines Schattens Traum ist der Mensch, σκιᾶς ὄναρ ἀνθρώπου . . . nur wenn ein Strahl, ein zeusentsandter, naht, leuchtend Licht ist bei den Menschen und liebliche Lebenszeit.“

In demselben Zeitalter, als mächtige Gefühlsspannungen in kleinen reihenden Strophen, wie denen der Sappho, oder im dreigliedrigen Aufbau der Chorgesänge von Alkman bis Pindar ihre vollendete lyrische Gestalt fanden, hat ein leidenschaftliches Verlangen nach Erkenntnis der Welt und des Menschen die einfachen Grundfragen gestellt: was ist die Natur? Besitzt der Mensch die Möglichkeit der Erkenntnis? Führt Erkenntnis zum rechten Handeln? Schwerlich hat irgend jemand Homer ernster genommen als diese σοφοί und φιλόσοφοι, die sich mit der alten Überlieferung, und das war eben die epische Weltansicht, immer aufs neue auseinandersetzen mußten. Aus dieser Philosophie sind bei den Griechen die Wissenschaften von der Natur, die Medizin, besonders auch der Anstoß zu einem axiomatischen Aufbau der Mathematik hervorgegangen; die Anfänge von Geschichtsschreibung und Erdbeschreibung liegen hier. Die Philosophie hat nie ihren Zusammenhang mit den redenden und den bildenden Künsten verloren. Von jenen drängenden Fragen der archaischen Zeit führt ein langer ununterbrochener Weg nach Athen zum ewig fragenden platonischen Sokrates und zu den Dialogen Platons selbst: nicht fertiges Wissen darf übernommen werden, sondern jeder muß für sich in freiem angestrengtem

Suchen zur Erkenntnis und zum rechten Handeln kommen. Wenn schließlich im Anschauen des wahren Seins, des Göttlichen, das höchste Glück des Menschen gefunden wird, so darf man wohl sagen, daß es zu dieser Konzeption kaum gekommen wäre ohne Homer. Diese „Gespräche“ Platons, die durch seine Schule, die Akademie, der Nachwelt erhalten blieben, sind neben der großen Dichtung das kostbarste Vermächtnis; die Gedankenwelt von Jahrtausenden ist dadurch immer wieder in Bewegung gesetzt worden. Es ist bezeichnend, daß es neben den φιλέλληνες, den „Griechenliebenden“ im allgemeinen, zwar φιλόμηροι und φιλοπλάτωναες gibt, „die Homer- und die Platonliebenden“, aber keine weiteren Wortbildungen dieser Art. Die platonischen Dialoge des vierten Jahrhunderts stellen sich als Kunstwerke einziger Art neben das Drama.

Mit dem attischen Drama war im fünften Jahrhundert die dritte Naturform des Dichtens in Erscheinung getreten. In der Tragödie ist jene alte Ordnung der Welt, über die die Lyrik sich erregte und wunderte, ohne sich helfen zu können, im Letzten fragwürdig geworden. Zurückgehaltene Mächte der Tiefe, des Todes steigen auf; aus dem Innern des Menschen regen sich seelische unheimliche Kräfte; im Drama wird der Handelnde vor die Entscheidung gestellt, in Freiheit und Verantwortung. Sophokles sagt: „Vieles ist des Unheimlichen, und doch nichts ist unheimlicher als der Mensch: πολλὰ τὰ δεινὰ · κοῦδὲν ἀνθρώπου δεινότερον πέλει. Die Erfindungs- und Schaffenskraft des Menschen werden in diesem Liede der Antigone aufs höchste gefeiert, alle seine technischen Fertigkeiten, mit denen er die Natur bezwungen hat, das Meer und die Erde und die Tiere; derselbe Mensch aber ist fähig, wenn er sich für das Böse entscheidet, alle seine eigenen Schöpfungen (deren höchste der Staat ist) wieder zu vernichten. Darum ist in ihm stärker als in allen Mächten der Natur das Nicht-Geheure, das Ungeheure, Unheimliche. Niemand hat die Größe der Gefahr so unmittelbar dargestellt wie Sophokles, keine Zeit hat diese Gefahr so unmittelbar erlebt wie die heutige. Von dem Weg, der aus der tragischen Verstrickung in einen neuen verständlichen Ordnungsbereich führen kann, hat Aeschylus gesagt: „Zeus hat die Menschen auf den Weg zum φρονεῖν, zum Besinnen, gewiesen, indem er als göltiges Gesetz aufstellte: „Durch Leiden sollen sie lernen, πάθει μάθος.“ Durch drei Generationen haben die großen Tragiker, die zwei genannten und dann Euripides, ein ganzes Jahrhundert hindurch diesen Leidensweg, die passio des Menschen, seine Leidenschaft, sein Irren, seine Einsicht in wechselnder Weise gestaltet. Aber was wir beim Epos bemerkten, wiederholt sich in gewisser Weise hier: auf drei strenge Tragödien folgte jeweils ein unbeschwertes Spiel, das sogenannte Satyrspiel, und das Lächeln — wie jenes, mit dem Athene einst Odysseus begrüßte —, ja das Lachen und das leichte Sichverstehen haben etwas Befreiendes und lindern ein Erstarren in dumpfem Ernst.

Es war den griechischen Dichtern — wie auch ihren Bildnern — gegeben, durch harte Zucht jeweils in Epos, Lyrik, Drama die Vollkommenheit zu erreichen und dann stille zu stehen, sich beim Erreichten zu bescheiden, auszuruhen, keinen sogenannten Fort-Schritt mehr zu unternehmen. Als Aristoteles vom vierten Jahrhundert her zurückschaute auf jene poetischen Leistungen der Vergangenheit, gebrauchte er solche Ausdrücke; dasselbe griechische Wort *τέλος* bedeutet Ziel, Vollendung und „Ende“. Aber noch mehr: mit dieser Voll-Endung war die Natur, etwa der Tragödie, erreicht, ihre φύσις; *τέλος* Vollendung und φύσις Natur werden von Aristoteles ausdrücklich gleichgesetzt. In der Sprachgestaltung ist die Natur selbst erreicht, eine Naturform gefunden. Schon die kurzen Beispiele machen es vielleicht begreiflich, daß es eben Dinge gibt, die nur auf Griechisch gesagt und geformt werden können. Was das Original unmittelbar ausspricht und zeigt, vermag keine Übersetzung, keine Kopie, kein Abbild wiederzugeben, so unentbehrlich diese alle als Behelfsmittel zu allen Zeiten sind.

Als Naturwerke wirken die griechischen Schöpfungen über Zeit und Raum ihrer geschichtlichen Entstehung hinaus. Sie erwecken Liebe wie die Natur und sie vermögen die Menschen, die fähig sind, sich ihnen ganz hinzugeben, zu verändern.

Von allen Späteren waren es die Römer, die das am stärksten erfuhren. Kaum irgendein Volk, das mit den Griechen in Berührung gekommen war, hatte sich dem Einfluß ihrer Zivilisation entziehen können, bis tief nach Zentralasien oder westlich und nördlich die iberischen und keltischen Stämme. Aber was zustande kam, war etwas ganz anderes, eine mehr oder minder äußerliche Mischung eingeborener und griechischer Elemente. Einzig und allein in Rom fand eine Verbindung statt, die zu einer neuen, natürlichen Einheit führte. Nach einer Vorbereitung von Jahrhunderten wurden von der Mitte des dritten vorchristlichen Jahrhunderts an Epos, Drama, Lyrik, Geschichtsschreibung und Philosophie teils durch Übersetzungen, teils durch Anpassungen von Rom aufgenommen; von den philhellenischen aristokratischen Kreisen um die Scipionen führt ein steiler Weg auf die Höhe der Werke Ciceros und der großen Augusteer. Wir hören Ciceros Geständnis in einem Brief an seinen Bruder: „Ich schäme mich nicht zu sagen, daß ich das, was ich erreicht habe, durch jene Studien und Künste erlangte, die uns durch die Werke und Schulen Griechenlands überliefert wurden.“ Die Römer bedurften der Griechen, um zu sich selbst zu kommen und den Ausdruck ihres eigenen Wesens zu gewinnen, und mit der Begeisterung und mit der Lebenskraft eines jungen Volkes vollzogen sie die innere Wandlung. Cicero gebraucht an jener Briefstelle das Wort „humanitas“; nicht etwa halb ein Römer und halb ein Hellene, sondern im Ganzen ein anständiger, gesitteter Mensch sollte man sein. Die Idee der humanitas ist eine Frucht des römischen Philhellenismus, der Griechenliebe

der Römer; eine andere aber ist „die Kontinuität der geistigen Überlieferung“ nach dem Worte Jacob Burckhardts, das schon einmal angeführt wurde.

Nicht das griechische Original, sondern das romanisierte Hellenentum ist in die westliche Welt eingegangen und hat ihre geistige Kultur, die *cultura animi*, wesentlich mitbestimmt. Dies gilt für die Spätantike, wo im Westen die Kenntnis der griechischen Sprache mit dem allgemeinen Niedergang immer mehr schwand, es gilt für das Mittelalter und ebenso für die italienische Renaissance und für weite Bereiche des Barock. Denn die von dem jungen italienischen Dichter Petrarca um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ausgehende Bewegung entzündete sich an den großen Sprachschöpfungen der Römer und ist in Italien auch durch das 15. Jahrhundert hindurch eine lateinische geblieben, wie ja auch die bildende Kunst jener Zeiten sich an römische Kopien und an römische Bauten halten mußte. Freilich erwachte schon in Petrarca, der am päpstlichen Hof in Avignon mit Konstantinopler Abgesandten zusammenkam und von einem sogar eine Homerhandschrift geschickt erhielt, die Sehnsucht nach den Lauten und Formen und Gestalten der griechischen Werke selbst.

Von diesen war im östlichen Mittelmeerraum durch alle schweren Krisen hindurch ein nicht unerheblicher Teil erhalten geblieben. Dafür hatte zuerst in vorchristlicher Zeit die Liebe der Poeten und der Philosophen, der φιλόμηροι und der φιλοπλάτωνες, die gelehrte kritische Betätigung der Philologie vor allem in Alexandrien gesorgt. Auf dem Boden desselben Alexandrien vollzog sich im zweiten und dritten Jahrhundert nach Christus die Versöhnung griechischer Überlieferung und christlicher Botschaft; Clemens von Alexandrien sprach von einem „Bunde“, einer διαθήκη Gottes mit den Hellenen und nennt die christliche Wahrheit auch eine „philosophia Christi, φιλοσοφία κατὰ Χριστόν“. Und fast tausend Jahre später ragt aus der Reihe der byzantinischen Gelehrten, die ihrer Vorgänger in Alexandrien würdig waren, die vornehme Gestalt des Eustathios, des Erzbischofs von Thessalonike, hervor; er hat neben vielem anderen den gewaltigsten Homer-Kommentar aller Zeiten verfaßt, und in der Leichenrede seines bedeutendsten Schülers wird gesagt, daß Clemens den Eustathios im Himmel willkommen heißen werde. Es ist der unvergängliche Ruhm der byzantinischen Philologen, ihr hellenisches Erbe nach Kräften treu bewahrt zu haben; so konnte die Übergabe durch ihre Nachfahren im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert an die dazu bereite westliche Welt erfolgen.

Erst in der fünften Generation nach Petrarca vermochte sich ein Italiener einigermaßen im Altgriechischen mit den eingewanderten Griechen zu messen: Angelo Poliziano. Er war primär ein Dichter in seiner Mutter-

sprache; aber er besaß zugleich ein kritisches Ingenium und das Talent des Wunderkindes, sich von den frühesten Jahren an nicht nur ins Lateinische, sondern in gewisse Bereiche des Griechischen zu versenken, vor allem in Homer und in spätere epische Texte. Frühvollendet, mit vierzig Jahren entschwand diese bezaubernde Erscheinung, mit der das Quattrocento schließt. Damals hat unter dem Eindruck der Lehre des Griechen Gemistos Plethon die Akademie der Medici in Florenz einen neuen Platonismus begründet; seine ernsthafte prinzipielle Frage nach dem Verhältnis der antiken heidnischen Philosophie und Bildung zur christlichen Religion und Theologie hat auf die meisten transalpinen Länder erregend gewirkt. Wieder eine andere Rolle spielte um die Wende des fünfzehnten zum sechzehnten Jahrhundert Venedig mit seinen griechischen Scriptorien, seinen Beziehungen zu den kretischen Scriptorien und schließlich seinen Druckoffizinen; jener Kreis um den großen Drucker Aldus Manutius bezeichnete sich ausdrücklich als „sodalitas φιλελλήνων“ als „Verband der Griechenliebenden“; von hier aus verbreitete sich das gesamte noch erhaltene griechische Schrifttum neben dem lateinischen weit über Italien hinaus. Große Humanisten aller Länder waren auf ihren Italienfahrten kürzer oder länger Mitglieder der sodalitas, unter ihnen auch Erasmus von Rotterdam; von ihm selbst oder aus seinem Kreis stammt das Wort, das in Variationen in England und in Frankreich um und nach 1500 immer wieder begegnet: „Ohne Griechisch (sine Graecitate) sind wir nichts.“

In sehr verschiedener Weise haben sich die modernen europäischen Nationen den Wiederbesitz des Griechischen erworben. Vielleicht ist der Vorgang bei den Naturwissenschaften verhältnismäßig am gleichartigsten; die zum erstenmal zugänglich gemachten griechischen Originaltexte statt arabischer oder lateinischer unzureichender Übersetzungen führten zu einem Umschwung. Sie fanden geduldige und liebevolle, aber zugleich geniale Leser im sechzehnten Jahrhundert, wie etwa Copernicus oder Vesalius; von ihnen führt der Weg zu den revolutionären Entdeckungen des siebzehnten Jahrhunderts. Die moderne Naturwissenschaft, aus dem Humanismus der Renaissance entsprungen, ist ein Kind der Liebe zu den Griechen, oder vielleicht besser ein Enkelkind, das sich zu einem Riesen ausgewachsen hat. Und gerade heute ist bei der Besinnung auf die Urfragen das Bewußtsein dieser Herkunft stärker als in früheren Zeiten. Aber wir können hier nur die literarische Linie verfolgen. In England geht eine stete und stille Neigung, die sich an Platon und an griechischer Poesie immer wieder stärkt, vom Kreis der britischen Freunde des Erasmus über die Cambridger Platonisten und über die so seltene vollendete Durchdringung einer modernen Dichtersprache mit griechischem Geist, wie in Milton's Lycidas, zu den Hellasreisenden des achtzehnten und den großen Lyrikern des neunzehnten Jahrhunderts. Anders in Frankreich; um die

Mitte des sechzehnten Jahrhunderts wurde eine Gruppe von Dichtern und Gelehrten vom hellen Enthusiasmus für die schwerste griechische Poesie, für Pindars Lyrik und für die Tragödie des Aeschylus gepackt. Dies mutet zunächst wie eine seltsame Laune von Literaten innerhalb der romanischen Welt an, zumal zur nämlichen Zeit der ältere Scaliger seine Rom verherrlichende und Hellas herabsetzende Poetik niederschrieb. Aber alles schließt sich zu einem verständlichen und überraschend eindrucksvollen geschichtlichen Bilde zusammen, wenn man dem Werk und der Auswirkung eines einzigen Poeten und Interpreten Schritt für Schritt nachgeht. Jean Dorat, Ioannes Auratus, hat seinen Schülern — und das waren ebenso die Dichter Ronsard, Baïf, Du Bellay wie die Philologen — die gesamte griechische Dichtung, die immer noch so gut wie unbekannt war, im Original zum erstenmal erschlossen. „Dorat hat mich dichten gelehrt“, bekannte Ronsard, dem die gewaltigen Bilder in Aeschylus „Prometheus“ oder „die heiligen Eingebungen Pindars“, wie er sagte, eine Offenbarung waren; aber auch zur leichteren Muse der Anakreontik hat Dorat den ersten Anstoß gegeben. Davon lassen sich die Impulse, die er, selbst einer der glücklichsten Verbesserer der Texte, Frankreichs größten Philologen bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts gegeben hat, gar nicht trennen. Dieses liebende Bemühen war beflügelt von einem, wie mir scheint, echt französischen unmittelbaren Sinn für das Dichterische. Frankreich kehrte im folgenden Jahrhundert zu seiner alten Liebe, zum Latein, und zum schrankenlosen Kult der Größe Roms zurück.

Es ist darum kaum verwunderlich, daß es um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts für Lessing wie für Winckelmann feststand: Französisch und Griechisch bildeten unüberbrückbare Gegensätze, ein wahres Verständnis wäre dort nicht möglich. Damit war nicht nur das griechische Element bei Racine verkannt, sondern auch jener eben charakterisierte Philhellenismus innerhalb der französischen Renaissance vergessen. Dieser war das griechische Ende der einst mit Petrarca einsetzenden humanistischen Bewegung, die von Anfang an eine lateinische gewesen war. Für den von Winckelmann geweckten sogenannten neuen Humanismus aber war das Griechische das Erste und oft das Einzige: das ganz neue Ziel war, die volle, auch die geschichtliche Einsicht in das geistig-seelische Wesen der großen hellenischen Schöpfungen zu bekommen und aus ihnen neue menschenbildende Kräfte zu gewinnen. Man hat diese Bewegung als „Geschichte eines Glaubens“ dargestellt, ganz mit Recht; das Griechentum trat ja bei manchen Deutschen für eine gewisse Zeitspanne sogar an die Stelle eines geschwächten oder verlorenen christlichen Glaubens, was im Humanismus der Renaissance gar nicht möglich gewesen wäre, obwohl eine falsche Interpretation es ihm gelegentlich andichtet. Hier soll der Neohellenismus des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts einge-

gliedert sein in unsere viel umfassendere Geschichte einer Liebe. Es ist ein hinreißendes Schauspiel: von Winckelmann, dem norddeutschen kleinen Schulmeister, dem in kärglichen trüben Nächten am Homer „die Glut des jonischen Himmels“, wie er sagte, dann „das Siebengestirn des himmlischen Sophokles“ aufging und „sein alter Freund Platon“ zu Hilfe kam, bis zu Hölderlins immer innigeren Bekenntnissen: „Was ist es, das / An die alten seeligen Küsten / Mich fesselt, daß ich mehr noch / Sie liebe, als mein Vaterland?“ Zwischen Winckelmann und Hölderlin stehen, wie Sie alle wissen, Gleichgesinnte, Gleichstrebende, Dichter, Künstler, Philosophen, Gelehrte: Herder als einer der wichtigsten, als größter Goethe. Goethe war kein Schwärmer; er war auch hier „ganz Realist“ und schätzte die „derbe gesunde Natur“. Der Siebzigjährige gestand: „Die Brosamen von dem reichen Tische der Alten sind es doch eigentlich, wovon ich lebe“; dies klingt weniger feierlich als jenes Geständnis Ciceros und es ist zugleich, ob bewußt oder unbewußt, ein leicht variiertes antikes Bild „Schnitten (τμήματα) vom großen Mahle Homers“ soll Aeschylus seine Dramen genannt haben. Winckelmann war von der Dichtung und Philosophie her zu den Bildwerken gekommen; sie erläuterte er nicht in der Fachsprache der „Antiquare“ (deren volle Kenntnisse er sich erworben hatte), sondern machte Kunstwerke in einer völlig neuen Sprache sichtbar; es war die Sprache eines Freundes. Weit über sein Heimatland hinaus hat er die Geister befeuert; die eigentliche Erfüllung aber kam nicht in einer neuen großen klassischen Kunst (so sehr Winckelmann als Feind des Barock den europäischen Klassizismus mitheraufführen half), sondern in der Dichtung, vor allem in den Sprachschöpfungen Goethes. Durch ihn ist die Wirkung eine säkulare geworden bis auf den heutigen Tag, auch im Widerspruch. In seiner Nachfolge stehen die Dichter, darunter solche, an die man in diesem Zusammenhang vielleicht nicht ohne weiteres denkt, wie Mörike und Stifter, stehen die Übersetzer, da Goethe mehr als irgend jemand sonst die deutsche Sprache zur selbständigen Nachbildung antiker Poesie und Prosa geschmeidig machte; im Anblick Goethes wurde Wilhelm von Humboldt der Theoretiker des Neohellenismus und begründete, wie in seiner Bildungstheorie und Geschichtsauffassung, so schließlich in seinen sprachwissenschaftlichen Studien den Vorrang des Griechischen. Die Sprache ist wirkende Kraft, ἐνέργεια, und nur durch ihre Aneignung im Original selbst kann der in der Sprache sich offenbarende Geist den ganzen Charakter des Lernenden bilden. Dies, nicht formale Schulung oder gar fachliche Orientierung, war als Sinn und Ziel des Humboldtschen Gymnasiums gemeint. Friedrich August Wolf, der um 1800 führende Graezist in Europa, der Freund Goethes, Schillers und Humboldts, eröffnete seine neue Fachzeitschrift mit einer leidenschaftlichen Huldigung, mit einem unbedingten Bekenntnis zu Goethe und zum Griechentum. Es begann eine

große Zeit der Philologie in Deutschland, die man nun auch „klassische Philologie“ nannte; dieses erst am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts aufgekommene Epitheton ist oft beanstandet worden, aber es soll ein äußeres Zeichen dafür sein und bleiben, daß diese Philologie nicht dem modernen Aberglauben einer „wertfreien“ Wissenschaft verfällt. Nicht nur die Philologen, die Historie, die Kunstwissenschaft, sondern alle Wissenschaften der Natur und des Geistes haben damals starke Impulse erfahren. Von der alten Philologie her ist der Humanist Friedrich Thiersch hier in München zum politischen Philhellenismus gekommen, zu jener schönen lebendigen Teilnahme am Schicksal des neuen Griechenland, und trotz mancher Enttäuschungen ist das damals zwischen München und Athen geknüpfte Band fest geblieben.

Der Widerspruch gegen die deutsche klassische Griechenliebe konnte nicht ausbleiben; er erhob sich in der Romantik wie im Realismus und Kritizismus der Fachwissenschaft im Inland und im Ausland; er ist, insofern es sich nicht bloß gegen ein Scheinbild oder entleerte Spätformen wandte, eine Auseinandersetzung mit Goethe. Nur der bedeutendste Widersacher sei hier noch genannt: Friedrich Nietzsche. Philologe aus der ehrwürdigen Leipziger Schule und um 1870 jugendlicher Professor der klassischen Philologie an der Universität Basel, hat er in einem frühen Brief wörtlich seine „Liebe zum Hellenentum“ beteuert; er hat das Griechenbild von Winckelmann-Goethe bitter ernst genommen und radikal bekämpft, da er es nach seiner eigenen Formulierung für „die stärkste Verflachung“ hielt. Nietzsche hob mit aller Einseitigkeit des Fanatikers die dunkle Seite des Griechentums hervor, das, was er nach Friedrich Schlegel und nach seinem Leipziger Lehrer Ritschl das „Dionysische“ nannte; Goethe hätte, so meinte er, dieses Schreckhafte, Zerstörende nie gesehen oder nie sehen wollen — was freilich ein Irrtum Nietzsches war. Worauf es uns hier ankommt, ist die Tatsache, daß für Nietzsche das Griechische eine Lebensfrage blieb bis zum Ende; „existentielle Verbundenheit“ hat das, wie wir hörten, Gottfried Benn im Jahre 1950 genannt. Dieser moderne Lyriker proklamierte aber zugleich das Ende einer solchen Verbundenheit, während sich Stefan Georges Gedicht in der Nachfolge Goethes und Nietzsches jener Überlieferung der Jahrtausende einfügt: „Hellas ewig unsere Liebe.“

Wir erreichen damit wieder die Gegenwart, von der wir ausgegangen waren. Bei unserer geschichtlichen Rückschau wurde kaum von den Gefühlen der Gleichgültigkeit und der Abneigung gegen Griechisches gesprochen, die es seit den Kraftsprüchen des alten Cato in Rom gegeben hat und die sich wiederholen mit nationalen, religiösen, moralischen, ästhetischen, utilitarischen Begründungen. Stellt sich Gottfried Benns abweisende Äußerung einfach in jene lange historische Reihe als vorläufig letztes Glied,

folgend auf die Opposition der sogenannten naturalistischen Moderne am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, oder kommt in ihr etwas Neues, Einmaliges, Grundsätzliches zum Ausdruck? Der französische Dichter Mallarmé formulierte schon im Jahre 1893 mit großartiger Schärfe und Eindeutigkeit sein Verdikt über das Griechische und über die ganze philhellenische Tradition, indem er erklärte: „Seit der großen Abirrung Homers hat die Dichtung gänzlich ihren ihren Weg verloren.“ Er glaubte, ihr theoretisch und praktisch einen völlig neuen, den rechten Weg zeigen zu können. Es ist erwiesen, daß eine große Dichtergruppe des zwanzigsten Jahrhunderts, insbesondere die zeitgenössische Lyrik, wie Gottfried Benn sie repräsentiert, eben diesen Weg von Mallarmé gegangen ist und geht. Ein bewußter, radikaler Bruch mit der bisherigen geistigen Überlieferung ist beabsichtigt, mit jener Tradition, die, wie Mallarmé richtig fühlte, eben mit Homer begonnen hatte. Die Feindschaft ist nicht gegen dies und jenes ästhetischer, ethischer, religiöser Art gerichtet, sondern gegen die Wesenszüge des Griechischen, die im Zusammenhang mit dem homerischen Epos genannt werden: Harmonie und Zucht und Größe. Dissonanz, Wirrnis, Zerrissenheit werden gesucht und ausgedrückt. In diesem größeren Zusammenhang erhält Gottfried Benns zitierte Äußerung ihre symptomatische Bedeutung. Und wenn diese Richtung sich mit ihren Prinzipien allgemein durchsetzen sollte, wäre es notwendigerweise zu Ende mit jener Liebe zu den Griechen; sie wäre nur mehr eine Altersparole der ewig Gestrigen.

Aber ist es — so fragten wir ganz am Anfang — wirklich die Stimme der Zeit? Dies wäre doch, wie es scheint, eine unzutreffende Vereinfachung und eine falsche Deutung. Bleiben wir bei unserem engeren Thema, so beobachten wir, daß schon bald nach der Jahrhundertwende in den Bewegungen gegen den damaligen antikefeindlichen Naturalismus von jenen alten Mythen der frühen griechischen Dichtung ein neuer Zauber ausging. Sie sind neu geformt worden, da sich in ihnen die Urfragen der menschlichen Seele an die Welt und an Gott veranschaulichen lassen, und antike Dramen, mythologische Opern gehören zum festen Bestand der letzten vierzig oder fünfzig Jahre bis auf den heutigen Tag; denn auch zeitgenössische Dichter, die als „Avantgardisten“ angesehen werden, finden sich unter den Kennern und Neuformern antiken Gutes. Einzelne Namen und Titel brauchen kaum genannt zu werden; aber eine allgemeine Beobachtung drängt sich auf: Die französischen Dichter behalten meistens die antiken Namen und die antike Szenerie bei (wie ja auch Hofmannsthal es tat), lassen aber die Personen in modernen Idiomen, oft mit anachronistischen Anspielungen reden. Umgekehrt nehmen angelsächsische Dichter, vornehmlich T. S. Eliot, nur Grundsituationen eines griechischen Stückes zum Ausgangspunkt und lassen dann mit modernen Charakteren in einer heutigen Umwelt das Drama seinen Fortgang nehmen. Neigung, Vertraut-

heit, Besinnlichkeit vereinen sich hier, wie das für die englische Linie schon früher festgestellt wurde. Ein anderes Moment ist dies: die Ausgrabungen der letzten achtzig Jahre haben ein nie geahntes Ausmaß von Neuem gebracht, an Werken der bildenden Kunst vor allem, aber auch an Versen von Sappho, von Sophokles, von hellenistischen Dichtern und vielen anderen auf Papyri. Und das Land selbst, das weder Winckelmann noch Goethe betreten hatten, hat sich allen immer weiter geöffnet. Hofmannsthal hat in der Begegnung mit griechischer Landschaft den „Augenblick großer Magie“ erfahren, für Rilke war es mehr die Plastik. Von dem edlen Lyriker und Homerübersetzer Rudolf Alexander Schröder, mit dem sich unsere Alma Mater einer besonders engen und herzlichen, langen Verbundenheit rühmen darf, von ihm hat schon im Jahre 1909 mit intuitiver Kritik Josef Hofmiller gesagt, „er stünde antikem Wesen und antiker Dichtung näher als irgendein Heutiger.“ Das gilt in vollem Maße von dem nun Achtzigjährigen, gerade weil er kein Klassizist ist, sondern ein uomo universale.

Nur die Tat des Genius zündet, das hat sich auch auf unserem Wege gezeigt; sie ist eine seltene Gnade. Das lebendige und geduldige Bewahren ist die Aufgabe der Wissenschaft und der Schule, von denen bisher nicht im Besonderen die Rede war. Unsere Betrachtung galt vornehmlich den „dilettanti“, den „amis des lettres“, den „amateurs“, d. h. den „Liebenden“; es lag ihr freilich die Meinung zugrunde, daß zu ihnen auch der Fachmann gehört oder gehören soll. Zu den Berufssünden des Fachmannes zählt die Eitelkeit, vielleicht gar die Anmaßung; wenn er nicht versucht, diese zu bändigen, wenn er nicht die Tugend der Liebe besitzt, wird seine Arbeit wenig fruchten. Die Philologie zumal ist kein kaltes Geschäft des Forschens; sie trägt ja die *φιλα*, die Liebe zum Logos schon im Namen, und als Lehre sollte sie diese Wärme und diese Freude auf die Lernbereiten übertragen. Schule und Wissenschaft bedürfen in besonderem Maße das Wohlwollen derer, die das kulturelle Leben des Landes lenken. König Ludwig I. von Bayern hörte in den entscheidenden Jahren der Neuordnung des gesamten Unterrichtswesens auf seinen Berater, den schon erwähnten Graezisten Friedrich Thiersch. Es ist eine schöne Sache um jene Tradition des humanistischen Gymnasiums und der studia humanitatis an den Universitäten gerade in Bayern — die nur einmal von einem aller Menschenwürde feindlichen verflossenen Régime ganz folgerichtiger Weise unterbrochen, durch eine weise Staatslenkung aber wieder fortgeführt wurde.

Doch nicht um das Alte und Eingebürgerte als solches geht es — gerade seine Berechtigung könnte in einer sich wandelnden Zeit nur zu leicht bekrittelt werden —, sondern es geht um das für alle Zeiten und durch alle Wandlungen hindurch „Vortreffliche“; dieses nicht anzuerkennen, wäre nach Goethes Wort Barbarei. Und mit Recht würde eine Zeit, die aus falsch

verstandenen Realismus oder Modernismus jenes „Vortreffliche“ sich entgleiten ließe, der Vorwurf treffen, daß sie zu klein sei, um wahrhaft Großes mit anzuerkennen und darum zu bewahren. Im Verhältnis zu den gewaltigen Menschenzahlen in allen Bereichen, wird es immer nur eine „kleine Schar“ sein, die an diesem Bewahren teilhat. Aber nicht auf Zahlen kommt es an, sondern darauf, daß die Liebe nicht stirbt oder nicht erstickt wird.

Und zu Ihnen, meine jungen Freunde, ein letztes Wort. Von meinem Fach aus mußte ich sprechen, aber — so war wenigstens die Absicht — in nicht allzu fachlicher Weise. Ich würde mich nicht wundern, wenn manche von Ihnen in jugendlicher Skepsis lächeln und etwa Gottfried Benns Formel billigen sollten: „von denen mit der alten Seele und dem stimmungsvollen Gemüt.“ Aber wie immer Sie sich dies zurecht legen mögen und welche Aufgabe immer jeder einzelne von Ihnen sich fürs Leben gestellt hat, zwei Zeilen aus den Wanderjahren, Verse des größten Philhellenen, in denen sich die griechischen Begriffe $\xi\rho\omega\varsigma$ und $\xi\rho\gamma\omega\nu$, liebendes Streben und Tat, vereinen, sollen der Abschluß unseres besonderen Themas und ein Geleitwort für Sie alle sein:

„Und dein Streben sei's in Liebe
Und dein Leben sei die Tat.“

Münchener Universitätsreden

Neue Folge

Heft 1

Michael Schmaus

Beharrung und Fortschritt im Christentum

Groß 8°. Mit einem Bild des Verfassers, 24 Seiten, geh. DM 1.50

Heft 2

Bruno Huber

Das Prinzip der Mannigfaltigkeit in der belebten Natur

Groß 8°. 12 Seiten, geh. DM —.70

Heft 3

Hugo Grau

Gedanken über die gegenwärtige Sicht der Anatomie am Beispiel des Nervensystems

Groß 8°. Mit 4 Abbildungen, 20 Seiten, geh. DM 1.20

Heft 4

Hans Nawiasky

Max von Seydel

Groß 8°. 16 Seiten, geh. DM 1.—

Heft 5

Theodor Maunz

Toleranz und Parität im deutschen Staatsrecht

Groß 8°. 16 Seiten, geh. DM 1.—

Heft 6

Aloys Wenzl

Immanuel Kants bleibende Bedeutung

Groß 8°. 12 Seiten, geh. DM —.80

Heft 7

Karl von Frisch

Symbolik im Reich der Tiere

Groß 8°. 14 Seiten, geh. DM 1.—

MAX HUEBER / VERLAG / MÜNCHEN

Münchener Universitätsreden

Neue Folge

Heft 8

Alfred Marchionini

Die moderne Klinik innerhalb der universitas litterarum

Groß 8°. 16 Seiten, geh. DM 1.—

Heft 9

Emil K. Frey

Chirurgie, Forschung und Leben

Groß 8°. 12 Seiten, geh. DM 1.—

Heft 10

Rede des Rektors Prof. Dr. Alfred Marchionini

Ehrenpromotion von Prof. Dr. Pasteur Vallery
und

Rede des Herrn Professors Dr. Pasteur Vallery-Radot-Paris

Groß 8°. 16 Seiten, geh. DM 1.—

Heft 11

Professor Erich Valentin

Mozart in seiner und unserer Zeit

Groß 8°. 16 Seiten, geh. DM 1.—

Heft 12

Übergabe der Verwaltung des Maximilianeums

Melchior Westhues

Über den Schmerz der Tiere

Groß 8°. 16 Seiten, geh. DM 1.—

Heft 13

Feier des 150. Geburtstages von Adalbert Stifter

Hermann Kunisch

Mensch und Wirklichkeit bei Adalbert Stifter

Groß 8°. 16 Seiten, geh. DM 1.—

Heft 14

Nikolaus Monzel

Was ist Christliche Gesellschaftslehre?

Groß 8°. 24 Seiten, geh. DM 1.50

MAX HUEBER / VERLAG / MÜNCHEN

Münchener Universitätsreden

Neue Folge

Heft 15

Die Schweizer Gastvorlesungen

vom 7. bis 9. Mai 1956 in der Universität München

Groß 8°. 36 Seiten, geh. DM 2.50

Heft 16

Romano Guardini

Das Licht bei Dante

Groß 8°. 12 Seiten, geh. DM 1.—

Heft 17

**Ansprache des Rektors Melchior Westhues beim
484. Stiftungsfest der Ludwig-Maximilians-Universität**

Groß 8°. 12 Seiten, geh. DM 1.—

Heft 18

Friedrich Klingner

Würde der Dichtkunst

Groß 8°. 12 Seiten, geh. DM 1.—

Heft 19

Sigmund Freud

Gedenkfeier anlässlich der 100. Wiederkehr seines Geburtstages

Groß 8°. 40 Seiten, geh. DM 2.50

Heft 20

**485. Stiftungsfest der Ludwig-Maximilians-Universität München
am 22. Juni 1957**

Ansprache des Rektors Friedrich Klingner

Festvortrag des Professors Rudolf Pfeiffer

Von der Liebe zu den Griechen

Groß 8°. 22 Seiten, geh. DM 1.50

Heft 21

Egon Wiberg

Vom Stein der Weisen

Groß 8°. 20 Seiten, geh. DM 1.50

MAX HUEBER / VERLAG / MÜNCHEN

